

Der Soft-Islamist

Tariq Ramadan, Schweizer Islamprofessor, hat eine steile Karriere hinter sich. Sie droht zu enden

Beat Stauffer

Tariq Ramadan gilt als einer der weltweit einflussreichsten muslimischen Denker. Er unterrichtet an den Universitäten von Oxford, Indiana und Doha, präsidiert in Brüssel Sitzungen des European Muslim Network, hält Vorträge in Paris, Lyon oder Rabat und berät Regierungen. Gut möglich, dass manche dieser Engagements schon bald abrupt enden. Sollten sich nämlich die Vergewaltigungsvorwürfe, die seit rund zwei Wochen öffentlich gegen Ramadan geäußert wurden, tatsächlich erhärten, dann wäre der Starredner und Dozent für viele Institutionen kaum mehr tragbar.

Die ersten Lebensjahre von Ramadan verliefen bescheiden: Die Familie lebte in der Dienstwohnung des kleinen islamischen Zentrums, das sich bis heute am selben Ort im Genfer Arbeiterquartier Eaux-Vives befindet. Hier wirkte Vater Said Ramadan als Direktor des von ihm gegründeten Zentrums, hier verbrachte der 1962 geborene Tariq seine Jugend. Bruder Hani, durch seine erzkonservative Haltung landesweit bekannt, wirkt bis heute als Leiter dieses Moscheevereins.

Muslim, nicht Schweizer

Als junger Mann wendete sich Tariq Ramadan immer stärker dem Land seiner Vorfahren und dem Islam zu. Die Schweiz wurde für ihn zweitrangig. «Ich fühlte mich weder in meinem politischen noch in meinem religiösen Interesse als Schweizer», sagte Ramadan Jahre später einem Journalisten. Er verstand sich als Muslim mit Schweizer Pass und keinesfalls als Schweizer mit muslimischem Hintergrund.

Immer grösser wurde stattdessen sein Interesse an der Geschichte seiner Familie. Diese ist aufs Engste mit der ägyptischen Muslimbruderschaft verknüpft, dem Ursprung aller islamistischen Bewegungen, war doch sein Grossvater, Hassan al-Banna, deren Gründer. Sein Vater Said, der 1954 in der Schweiz um Exil nachgesucht hatte, rief in Genf das erste islamische Zentrum der Schweiz ins Leben, welches sei-

nerseits als Modell für unzählige andere Zentren in Europa diente.

Wer sich derzeit mit den Schattenseiten des Genfers beschäftigt, findet im Streit um seine Dissertation Anfang der neunziger Jahre Hinweise auf seine massgeblichen Charaktereigenschaften: unbändiger Ehrgeiz, Unzimperlichkeit in der Wahl der Mittel, eine gewisse intellektuelle Unehrlichkeit und der knallharte Einsatz von Beziehungen. Der Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Genf, Charles Genequand, und zwei weitere Prüfer lehnten seine Dissertation nämlich ab, weil sie nicht eine «ideologische» und «tendenziöse» These abnickten wollten. Seinem Doktorvater gegenüber soll Ramadan gar Drohungen ausgesprochen haben. Doch dann, so sagt der deutsche Islamwissenschaftler Ralph Ghadban, hätten sich auf Vermittlung des Soziologen Jean Ziegler zwei «gefälligere Gutachter» finden lassen: der Freiburger Professor Richard Friedli und der Berner Islamwissenschaftler Reinhard Schulze.

Trotz diesem eher harzigen Start gelang Ramadan eine erstaunliche Karriere. Ihm kam zu pass, dass die französische Regierung dringend eine Person suchte, welche den Protest der unruhigen Jugend in den Banlieues in geordnete Bahnen lenken konnte. Ramadan beriet verschiedene Regierungen sowie die Stadt Amsterdam, war schon bald bei der konservativen Union des Organisations Islamiques de France (UOIF) und dozierte an verschiedenen Universitäten. Dank seinem unbestrittenen rhetorischen Talent und seinem grossen Charisma ist es Ramadan aber auch gelungen, ein Millionenpublikum zu finden.

Doch welche Botschaft verkündet Tariq Ramadan letztlich? Diese entscheidende Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten. In seinen Büchern ist so häufig von einem «europäischen Islam» die Rede, dass man versucht sein könnte, ihn als zeitgemässen Reformen zu betrachten. Doch wer genau hinsieht, stellt rasch fest, dass Ramadan



Mann mit mehreren Gesichtern: Tariq Ramadan. (London, 13. Februar 2017)

gesellschaftspolitisch sehr konservative Vorstellungen vermittelt – etwa über die Rolle der Frau und über die Wichtigkeit ihrer «Reinheit». Seine Reform ist ein Stück weit Vernebelung: Über allem steht für Ramadan immer der Islam. Die meisten liberalen, fortschrittlichen Muslime lehnen Ramadan darum kategorisch ab und halten ihn für einen «Soft-Islamisten», der in verführerischem, modernem Gewand letztlich die Ideologie der Muslimbrüder propagiert.

Nähe zu Muslimbrüdern

Die akademischen Islamwissenschaftler sind in der Beurteilung von Ramadan gespalten. Während ihn etwa Ludwig Ammann als «konservativen Reformen» einordnet, sehen ihn andere eindeutig in der Tradition der Muslimbruderschaft. Der über 90-jährige TV-Prediger Yussuf al-Qaradawi, der Hauptideologe der Muslimbruderschaft, sei sein Mentor gewesen, sagt Ralph Ghadban, und Ramadan stehe dieser Gruppierung zweifellos sehr nahe. Auch der französische Islamwissenschaftler Gilles Kepel hat sich schon mehrfach sehr kritisch über Ramadan geäußert. Ramadan selber hat eine organisatorische oder ideologische Nähe zu Muslimbrüdern stets heftig bestritten. Das wirkt angesichts der von Katar gesponserten Lehrstühle, die er innehat, eher unglaubwürdig.

Ramadan sei ein «Tartuffe», ein scheinheiliger, religiöser Heuchler, ist in Frankreich in den letzten Tagen des Öfteren zu lesen gewesen. Einer, der die Frauen ermahne, ein züchtiges Leben zu führen, aber sich selber alles erlaube. Auch Schweizerinnen haben Ramadan sexueller Übergriffe bezichtigt. Erwiesen sind diese allerdings bisher nicht.

Sollten sich die Anschuldigungen jedoch erhärten lassen, dürften sich viele seiner Anhänger von ihrem einstigen Idol abwenden. Das ist nicht unbedingt eine gute Nachricht. Denn andere, womöglich noch radikalere, salafistische Prediger werden die Enttäuschten gerne in ihren Kreisen willkommen heissen.

Eine Traumstadt gegen Rückständigkeit

Saudi Arabien will mit der Gründung einer neuen Stadt modern werden. Die Methode kennt man seit 900 Jahren. Nur zweimal hat sie funktioniert.

Matthias Knecht

Als einen «Platz für Träumer» bezeichnet Kronprinz Mohammed bin Salman sein radikales Modernisierungsprojekt für Saudi Arabien. Er will eine Stadt am Roten Meer gründen, in der Mann und Frau gleichberechtigt forschen, Roboter die unangenehmen Arbeiten übernehmen und sonst auf 26 000 Quadratkilometern Nachhaltigkeit und Innovationsgeist herrschen. Es klingt wie ein Märchen aus «1001 Nacht». Ist es aber nicht, denn als Leiter des Projekts wurde ein Deutscher ernannt, der frühere Siemens-Chef Klaus Kleinfeld, wie an einer Konferenz letzte Woche in Riad bekannt wurde. Er sorgt dafür, dass die Traumstadt möglichst bereits 2025 die Pforten öffnet.

Die auf dem Reissbrett entworfene Mega-Stadt namens Neom wird um die 500 Milliarden Dollar kosten und an der Schnittstelle zwischen der Arabischen Halbinsel und Afrika liegen. Sie soll

gleichermassen Touristen, Investoren, Technologie und globale Medien anziehen. Und das in einem Land, das gerade erst den Frauen das Autofahren erlaubt hat und das kritische Blogger mit Stockhieben bestraft.

Der saudische Kronprinz folgt einem Rezept, das der Stanford-Ökonom Paul Romer als effizienten Weg aus der Rückständigkeit propagiert hat: das der Charter-Stadt. Eine Metropole mit eigener Verfassung (darum «Charter») erlaubt den Bürgern, was anderswo im Land nicht möglich ist, und wird somit zum Laboratorium für Reformen. Der Vorteil: Den Bürgern werden die Reformen nicht verordnet. Sie entscheiden vielmehr selbst, ob sie in die neue Stadt ziehen und mitmachen. Hat die Charter-Stadt Erfolg, wird sie nach und nach im ganzen Land kopiert. Entwicklungsökonom Romer zeigte sich bisher überzeugt, dass auf diesem Weg weltweit sehr viel mehr gegen Armut und Rückständigkeit ausgerichtet werden könne als mit der Entwicklungshilfe.

Das klingt in der Theorie bestechend, hat aber in 900 Jahren Praxis nur zwei Mal funktioniert. Dies jedoch auf spektakuläre Wei-

se. Den Anfang machte das norddeutsche Lübeck im Jahr 1160. Nach einem Grossbrand forcierte Herzog Heinrich der Löwe den Wiederaufbau, indem er der Stadt weitgehende Markt- und Zollrechte verlieh. Der Erfolg war so gross, dass weitere Städte Lübeck nachahmten. Es entstand die Hanse, eine Art mittelalterliche Sonderwirtschaftszone und Grundlage des späteren wirtschaftlichen Aufstiegs Deutschlands. Die Menschen zogen in die neuen Städte, weil sie hier mehr Freiheiten genossen. So entstand auch das mittelalterliche Schlagwort «Stadtluft macht frei».

Frappierend ähnlich verlief die Modernisierung Chinas. Dort etablierte sich das seit 1841 britische Hongkong als liberale Insel. Deng Xiaoping kopierte nach seiner Machtübernahme 1978 das Modell Hongkongs in Shenzhen, Guangzhou und einem Dutzend weiteren Sonderzonen. China stieg rasant auf.

Für Romer war klar: Was sowohl im deutschen Mittelalter als auch im chinesischen Kommunismus funktioniert, ist ein globales Patentrezept gegen Feudalismus und Armut. Doch alle anderen Stadt-Utopien sind gescheitert



Stadtluft macht high: So wirbt Saudi Arabien für Neom.

oder hinter den Erwartungen geblieben. Beispiel Abu Dhabi: Auch das Emirat will modernisieren, mit einer utopischen Ökostadt namens Masdar. Letztes Jahr hätten die ersten Bürger einziehen sollen. Jetzt wird eine abgespeckte Version für das Jahr 2030 ins Auge gefasst. Zurückbuchstabiert hat auch Saudi Arabien mit

seiner 2005 erfolgten Gründung der King Abdullah Economic City. Für 2 Millionen Einwohner ist sie projektiert. 8000 sind es derzeit.

Wohlgermerkt scheiterte die Idee nicht nur bei verwöhnten Ölmillionären. Auch das mausarme Honduras in Mittelamerika beschloss 2014, sich mittels Charter-Stadt in den Wohlstand zu

katapultieren. Das Vorhaben ging im Sumpf von Korruption und Drogenmafia unter.

Auch in den USA gab es viele utopische Stadtwürfe, welche die ganze Gesellschaft zum Besseren verändern sollten. In den sechziger Jahren etwa propagierte Mickey-Mouse-Erfinder Walt Disney den Prototyp einer grünen Stadt, in der sich der amerikanische Unternehmensegeist so richtig entfalten sollte. Das Projekt kam nie zum Laufen. Ein ähnlich visionäres Stadtprojekt namens Venus stockt derzeit in Florida.

Dass sich ein Land nicht einfach so per Stadtgründung umwälzen lässt, scheint auch Romer eingesehen zu haben. Seit einem Jahr ist er Chefökonom der Weltbank. Doch mit Charter-Städten befasse sich die Organisation nicht, heisst es auf Anfrage. Aus diesem Grund lehnt Romer auch Anfragen zum Thema ab.

Das letzte Wort über Saudi Arabiens Zukunftsstadt Neom hat nicht die Wissenschaft, sondern das Kapital. Rund 100 Milliarden Dollar dürfte das Land durch den geplanten Börsengang des Erdölkonzerns Aramco dafür aufbringen. Den Rest sollen private Investoren beisteuern.